Augsburg, 31. Oktober 2026

Theologischer Abend
Sr. Prof. Dr. Nicole Grochowina (Selbitz/Erlangen)
Es gilt das gesprochene Wort

„Beginne damit, das Nötige zu tun.“ – „Beginne damit, dass Nötige zu tun, dann tue das Mögliche und plötzlich schaffst du das Unmögliche.“ Dieses Wort, das Franziskus von Assisi zugeschrieben wird, ist ein gutes Wort. Es ist ein gutes Wort, weil es entlastet. Das Unmögliche tun – das wäre eigentlich dran. Gar keine Frage. Kriege beenden, unseren Planeten retten, den Hunger besiegen, das Leben und die Würde aller Menschen sichern und gleichzeitig unsere Demokratie schützen. Das alles wäre sehr gut. Aber ebenso klar ist auch: All diese Aufgaben brauchen einen langen Atem, ein engagiertes Herz und die Kraft, hoffnungsstur den Widerständen zu trotzen, die sich dann auftun. Mit anderen Worten: Alle diese Aufgaben erscheinen erst einmal viel zu groß, viel zu hart – und deshalb eben auch unmöglich.

Das ist ärgerlich und sicher auch nervig, bisweilen sogar supernervig. Denn: Wie schön wäre es, wenn tatsächlich all jene Recht hätten, die behaupten, das Unmögliche schmerzlos und mit einem Fingerschnips zu erreichen. Wie schön wäre es, wenn alle Fragen mit *einer* und dazu auch noch mit einer schnellen Antwort geklärt werden könnten – wenn wir also so etwas wie einen Imbusschlüssel hätten, der überall passt und der wie bei IKEA nicht nur Betten und Regale zusammenschraubt, sondern auch Tisch, Fahrräder, Stühle, Sitzbänke und was nicht noch alles. Wie schön wäre das.

Die Realität indes sieht anders aus. Sie ist vielfältig, sie ist bunt, sie ist komplex, sie ist manchmal schier nicht auszuhalten, aber sie vor allem eines nicht: veränderbar mit einem Fingerschnips. Vorsicht ist also geboten. Vorsicht ist geboten, wenn Menschen mit einer einzigen Antwort alle Fragen der Zeit ganz einfach klären wollen. Vorsicht ist geboten, wenn es dann plötzlich heißt: Hier ein paar Grenzen mehr hochziehen, dort ein paar mehr nostalgische Bilder von der Vergangenheit zeichnen – und dann ist plötzlich alles wieder in Ordnung. Das ist es nicht. Der Fingerschnips, der uns von einem Moment auf den nächsten zu

dem bringt, was heute noch ungelöst und unerreicht ist. Es gibt ihn nicht. Die Glückspille einer Gesellschaft, die sich nicht um die Mühen der Ebene und das Miteinander kümmern muss, weil plötzlich alles gut ist. Es gibt sie nicht. Und so verständlich die Sehnsucht danach ist, so schwierig ist sie auch; und so gefährlich wird sie bisweilen. Nein, Leben wird nach vorne gelebt und nicht geschnipst – und das heißt: Das Unmögliche zu erreichen, hat immer auch eine Vorgeschichte. Und diese Vorgeschichte hat sehr, sehr viele Schritte und sie ist gepflastert mit Aufbrüchen, mit guten Absichten, mit Zweifeln, mit Glücksgefühlen und allemal mit einer beharrlichen Geduld, die jede Dauer eines Tiktok-Videos weit übersteigt. Der Weg, auf dem das Unmögliche zum Möglichen wird, hat also immer sein eigenes Tempo, seine eigene Geschichte. Manchmal geht es schnell – doch manchmal reicht auch ein ganzes Leben nicht dazu aus, um zu sehen, wie das Unmögliche möglich wird.

In angespannten Zeiten gerät dieser komplexe Weg in Verruf. Und damit gerät auch das Unmögliche in Verruf. Denn: In dem Moment, in dem zu viele Scharlatane dafür werben, mit dem Fingerschnips das Unmögliche zu erreichen, spielen sie mit der Sehnsucht und auch den Ängsten von vielen Menschen. Ein solches Verhalten gefährdet das Miteinander und mehr noch: Es kündigt sogar das Miteinander auf.

Heute haben wir angespannte Zeiten. Und dennoch: Heute am Reformationstag möchte ich das Unmögliche rehabilitieren. Und mehr noch: Ich möchte dafür werben, die Rede vom Unmöglichen und damit auch die Hoffnung darauf, dass wir in dieser Welt und für diese Welt einen Unterschied machen können – dass wir diese Rede nicht denen überlassen, die in ihrer Wut und in ihrer Machtbesessenheit die einfachsten Antworten herausbrüllen und so mit ihrer Fingerschnipserei Menschen fangen. Nein, ich suche stattdessen nach einer Rede von dem Unmöglichen in der Spur, die uns das Wort von Franziskus vorgibt: „Beginne damit, dass Nötige zu tun, dann tue das Mögliche und plötzlich schaffst du das Unmögliche.“ Wer so vom Unmöglichen spricht, bahnt einen Weg dorthin. Und wer so vom Unmöglichen spricht, sagt auch: Niemals kann es darum gehen, Menschen zu knechten oder sie an die Angst zu binden. Immer muss es

darum gehen, realistisch auf die Welt, auf das Leben, auf die Zeichen der Zeit zu blicken. Und ebenso wichtig ist es, an der Hoffnung festzuhalten, dass der Weg vom Unmöglichen zum Möglichen begehbar ist.

Eine neue Rede von der Unmöglichkeit, eine Rehabilitierung des Weges vom Unmöglichen zum Möglichen – darum geht es mir. Und bei der Suche nach einer solchen neuen Rede sollen zwei Menschen helfen, die in dieser Woche und in diesem Monat besonders wichtig sind: Das ist zum einen Martin Luther. An die Versendung seiner 95 Thesen zu Buße und Umkehr denken wir heute am Reformationstag ebenso, wie wir an seine große Rede von der Freiheit eines Christenmenschen denken. Zur Freiheit hat Euch Christus befreit, nicht zur Knechtschaft unter der Angst oder unter den Menschen – so könnte seine Rede auch heute noch lauten. Und mit dieser Rede würde er dafür werben, herauszufinden, wie es sich anfühlt und wie es den Blick auf das Leben neu ausrichtet, wenn ich mir klar mache, dass mich Gott in allem, was ist, sieht, begleitet und vor allem: liebt. Allein aus Gnade, allein aus Liebe tut Gott dies. Wenn das so ist, was können Menschen mir antun, fragte da schon der Psalmist, und der Apostel Paulus war sicher, dass nichts und niemand uns trennen kann von der Liebe Gottes.

Und deshalb: Bei allem, wo wir zu Recht sehr kritisch sein müssen mit Luther, mit seiner Theologie, seinen Schriften gegen die Täufer, gegen die Bauern und nicht zuletzt gegen die Juden; bei allem, wo wir auch die politische Dimension der Reformation nicht außer Acht lassen dürfen, als plötzlich aus den Notbischöfen das landesherrliche Kirchenregiment hervorgegangen ist; bei all diesem ist es dennoch wichtig, nicht aus den Augen zu verlieren, was eben auch eine – wenn nicht gar: die – wichtige Erkenntnis von Luther war, nämlich: Wir Menschen sind frei. Unsere Würde ist gegründet in Gott. Nichts und niemand kann uns antasten, nichts und niemand hat die Kraft, uns unsere Würde zu rauben. Und klar, die Geschichte und Gegenwart, sie sind voll von Beispielen, wo genau dies versucht wird. Diese Beispiele erzählen davon, mit welcher Leichtigkeit Menschen einander die Würde absprechen. Aber: Gottes Versprechen ist

anders. Und darum geht es. Auch heute. Bei Gott gilt: Die Würde des Menschen ist unantastbar. Und sie bleibt unantastbar.

Und der zweite, der dabei hilft, den Weg vom Unmöglichen zum Möglichen zu rehabilitieren, ist Franziskus von Assisi. Anfang Oktober haben wir seines 800. Todestages gedacht. Dieser „Verrückte“, wie er sich selbst nannte, dieser irre schöpfungsliebende und Gott mit jedem Winkel seiner Seele anbetende Ordensmensch hat in seiner Zeit Menschen begeistert, irritiert und allemal ins Nachdenken gebracht. Für die Kirche war er eine große Herausforderung, gerade auch wegen seiner Forderung nach einem Leben in Armut, wie er sie sogleich mit seinem Leben eingelöst hat. Bischöfe indes schwankten zwischen Bewunderung, Kopfschütteln und Kritik – und vielleicht liegt genau in dieser Mischung auch der Grund, warum Franziskus schon gut zwei Jahre nach seinem Tod heiliggesprochen worden ist. Das war eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit, weil derlei Prozesse durchaus Zeit kosten. Unter der Hand war zu hören, dass die Heiligsprechung auch deshalb so schnell möglich wurde, weil Franziskus dadurch ganz fix in den großen Heiligenhimmel eingeordnet werden konnte. Dort in dem Himmel, da war er dann einer von vielen – und dann würde, so die Hoffnung, dem fast schon revolutionären Potential, das in seiner Forderung nach Armut und nach Geschwisterlichkeit aller Geschöpfe liegt, erst einmal die Spitze genommen werden. War die Furcht vor ihm so groß? Nun, hier ist nicht der Ort, um über die Verehrung von Franziskus vom 13. bis zum 21. Jahrhundert nachzudenken. Leider. So viel sei aber gesagt: In der Verehrung von Franziskus ist die revolutionäre Spitze geblieben. Bis heute.

Franziskus und Martin Luther also, sie helfen dabei, den Fingerschnipsern dieser Welt entgegen zu treten und für den längeren Weg von dem Unmöglichen zum Möglichen zu werben. Beide – und das ist jetzt nicht so überraschend – haben erst einmal nichts miteinander zu tun, trennen sie doch gut 300 Jahre, die Grenze zwischen den Konfessionen und überhaupt Welten, finden wir den Einen doch im Herzen Italiens und den Anderen in einer Universitätsstadt im sogenannten „Alten Reich“. Und auch thematisch waren sie weit auseinander. Es lässt sich, denke ich, ohne Übertreibung sagen, dass Luther mit Franziskus‘

Idee von Armut nicht so wirklich etwas anfangen konnte. Franziskus indes hatte in der Armut seinen Weg zum gekreuzigten Christus gefunden. Dem Gottessohn, der selbst alles hinter sich gelassen und sich selbst entäußert hat, damit am Ostermorgen das Leben den Sieg davonträgt, diesem Christus wollte Franziskus in einfühlender, helfender und dienender Geschwisterlichkeit nachfolgen. Und dazu gehörte es für ihn, die eigene Angewiesenheit rückhaltlos zu umarmen, sich quasi ständig selbst zu enteignen und so dem eigentlichen Eigner allen Lebens – nämlich Gott – alles zurückzugeben.

Was das heißt, war enorm, denn: Franziskus hat sich permanent als beschenkt erlebt. Die Worte, die er sprach, die Fähigkeiten, die er hatte, und ganz konkret auch das Eigentum, die Häuser, ja, selbst die eigene Kleidung – alles ein Geschenk und deshalb konnte und sollte es auch möglich sein, alles wieder herzugeben. Eindrücklich wird dies in einer Geschichte aus den Legenden, in der Franziskus seinem reichen Vater all seine Kleidung vor die Füße wirft und dann nackt vor ihm steht. Der Vater wollte das neue Leben von Franziskus unterbinden, argumentierte mit dem Erbe, das der Sohn verspielen würde, und hat Familie und Tradition als Argument aufgefahren. Doch all dies waren in der Welt von Franziskus schlicht Geschenke. Also gab er diese nun zurück. Dazu entkleidete er sich allen Schutzes von wirtschaftlicher Kraft und politischem Stand. Hier war also einer, der über alle Grenzen mit seinem Leben das einlöste, was er von Gott verstanden hatte. Menschenwort konnte damit nicht konkurrieren.

Luther – ich habe es bereits gesagt – hatte kein Verständnis für diese radikale Armut. Ein solider politischer Stand war doch eine gute Sache, wirtschaftliche Kraft auch und die Beziehung zu seinem Vater; nun, da gehe ich nicht weiter hinein, sondern empfehle hierzu die Vorrede zu Luthers Schrift über die Gelübde aus dem Jahr 1521. All dies zusammen zeigt: Eine solche Armut wie bei Franziskus war mit Luther nicht zu machen. Und trotzdem hielt er Franziskus nicht für einen Spinner, sondern – im Gegenteil – für einen heiligen Mann. Spätestens in diesem Moment ist die Brücke zwischen beiden geschlagen. Luther hielt Franziskus für einen heiligen Menschen – und damit meinte er einen glaubenden Menschen, der es unzweideutig ernstgenommen hat, als Christus ihn

gerufen und ganz offenbar aufgefordert hat, nur sehr wenig Gepäck auf diesem besonderen Nachfolgeweg mitzunehmen – und stattdessen davon auszugehen, dass für alles gesorgt wird. Luther sah in Franziskus einen heiligen Menschen, weil er den Anruf Gottes sofort ins Leben gebracht hat – etwa in dem Moment, als Franziskus begonnen hat, mit bloßen Händen die Kirche von San Damiano wieder aufzubauen, weil Christus ihn gerufen hatte, seine Kirche wieder aufzurichten. Luthers Welt war die Armut nicht, aber den glaubenden Menschen Franziskus, den hat er geschätzt – und dies so sehr, dass er fein differenziert hat zwischen Franziskus und dem franziskanischen Orden. Mit Franziskus konnte Luther trotz der Armut viel anfangen. Mit dem franziskanischen Orden und mit Orden überhaupt sah dies gänzlich anders aus.

Deutlich wird diese Differenz an einem Witz, der von Luther überliefert ist; zugegeben, in den Tischreden wird dieser überliefert – und da wissen wir nie so genau, ob das alles so stimmt, was wir da lesen. Viel ist Hören-Sagen, manches ist vielleicht einfach auch nur Schmuh. Der der Witz aus dem Jahr 1537 geht so – Achtung, es ist frühneuzeitlicher Humor: Als ein Bruder aus dem Orden des Heiligen Antonius starb, traf er vor der Himmelstür Franziskus. Dieser stand einfach nur da und wartete. Selbstredend fragte der Bruder, warum Franziskus nicht in den Himmel gehe, dies stünde ihm doch zu. Franziskus, so erzählt Luther weiter, antwortete daraufhin, dass er allen seinen Brüdern vorgegeben hätte, niemals allein, sondern immer zu zweit an einen Ort zu gehen.

Die Pointe ist also: Klar, Franziskus gehörte in den Himmel, gar keine Frage. Aber seine Brüder, das konnte Luther nicht sehen. Franziskus indes war so demütig, vor dem Himmeltor zu warten; vermutlich tut er das immer noch, wenn es nach Luther ginge. – Möglicherweise finden Sie das nicht witzig. Zumindest aber gibt es Ihnen einen Eindruck, wie Luther zwischen Franziskus und den Franziskanern unterschieden hat.

Und doch helfen nun beide zusammen, einen Weg vom Unmöglichen zum Möglichen zu finden. Wie aber das? Den Aufschlag macht Franziskus – oder zumindest das Wort, dass ihm zugeschrieben wird: „Beginne damit, dass Nötige zu tun, dann tue das Mögliche und plötzlich schaffst du das Unmögliche.“

Konzentrieren wir uns auf den Anfang. „Beginne, das Nötige zu tun.“ Wenn wir das Nötige zum Unmöglichen ins Verhältnis stellen, erkennen wir: Das Nötige ist oft schnell erkannt und dann nach einer ersten Anlaufzeit auch getan. Wenn es nötig ist, dass ich mein Geschirr spüle, damit ich von sauberen Tellern essen kann, wird es getan. Wenn ich eine Hausarbeit abgeben muss, um das Seminar zu bestehen, dann ist das nötig und wird meistenteils auch getan. Das Nötige zu tun, heißt nicht, dass damit immer ein ausgeprägter Spaß- oder Lustfaktor einhergeht. Nötig ist eben nötig. Doch mehr noch: Beim Nötigen liegt viel in meiner eigenen Hand; wir reden über kleine Handgriffe, schaffbare Handgriffe. Oft gehören zum Nötigen sogar viele kleine doofe Dinge, die zwar nötig sind, dann aber aufgeschoben, schließlich aber doch angegangen und dann gefeiert werden, wenn sie erledigt sind. Nötig – was nötig ist, verweist uns auf den Weg der kleinen Schritte, denn das Nötige zeigt sich im Alltag, es springt uns geradezu in den Weg und sticht uns ins Auge wie ein schmutziger Teller oder die Deadline im Terminkalender.

Natürlich lässt sich das Nötige auch ignorieren. Das geht immer. Genauer: Das geht auf Zeit, wenn wir es im Alltag umschleichen. Das geht aber auch auf Dauer – gerade bei den Menschen, die das Unmögliche mit einem Fingerschnips erreichen wollen. Tatsächlich ist das Nötige geradezu der Feind derjenigen, die das Unmögliche vom Himmel versprechen. Es ist der Feind, denn es erdet dieses abstruse Versprechen von einer besseren Welt, die von jetzt auf gleich möglich sein soll. Es erdet dieses Versprechen und genau dadurch demaskiert das Nötige dieses Versprechen auch. Will heißen: Wer das Unmögliche verspricht, aber das Nötige umschifft, dem sollte niemand vertrauen. Und: Wer das Unmögliche verspricht, aber das Nötige ignoriert, missbraucht die Lebenszeit aller, die ein ernsthaftes Anliegen und eine ernsthafte Sorge haben.

Das Nötige also. Es hoppelt fröhlich durch unseren Alltag, es legt sich uns quasi vor die Füße und will beachtet werden. Mit anderen Worten: Das Nötige verlangt von uns eine Entscheidung. Sehen oder ignorieren. Tun oder lassen.

Das Leben von Franziskus erzählt eindrücklich von dem Nötigen, aber auch von seinen Versuchen, das Nötige zu ignorieren. Wie hat sich der Sohn der reichen

Kaufmannsfamilie vor den Aussätzigen in seiner Stadt gefürchtet und hat sie umschifft. Doch der erste Satz in seinem Testament erzählt davon, dass sich dies plötzlich geändert hat – das Nötige hat Franziskus ganz offenbar eine Entscheidung abgerungen; die Entscheidung, neu zu handeln. Und dieses Handeln sollte sein ganzes Leben verändern. Bitter, so schreibt es Franziskus in seinem Testament, sei es ihm vorgekommen, Aussätzige zu sehen. Ekelig, würden wir dieses „bitter“ heute übersetzen, beängstigend, verlief doch zwischen Gesunden und Aussätzigen eine klare Todeslinie.

Doch dann trifft er einen von ihnen auf der Straße. Erschrocken sei Franziskus und in diesem Schrecken habe er dem Aussätzigen Geld und zugleich einen Kuss auf die Hand gegeben. Friedenskuss nennen das die Legenden und erzählen davon, dass der Aussätzige diesen erwidert hätte. Und plötzlich war alles anders – und als Franziskus dann wieder auf sein Pferd stieg, sich nach dem Aussätzigen umdrehte, war dieser verschwunden. Geblieben ist eine besondere Begegnung. Eben diese beschreibt Franziskus in seinem Testament gleich im ersten Satz, also an der Stelle, wo immer die allerwichtigsten Dinge im Testament stehen. Bitter sei es immer gewesen, Aussätzige zu sehen, sagt Franziskus. Doch nach dieser Begegnung sei ihm das Bittere zur Süßigkeit geworden. Diese Erkenntnis war nicht euphorisch, sondern geradezu demütig, Und sie ließ ihn verstehen, was für ein großes Glück es ist, am inneren Menschen zu wachsen – dass dafür aber auch etwas nötig ist. Mindestens eine Entscheidung.

Das mutig auflesen, was einem vor die Füße gelegt wird – vielleicht auch von Gott vor die Füße gelegt wird, darum geht es beim Nötigen. Wie sich die Reformation wohl entwickelt hätte, wenn Martin Luther und die vielen anderen mit der Kirche ringenden Zeitgenossen ihren Schmerz an der Kirche ignoriert hätten? Wie sich die Reformation wohl entwickelt hätte, wenn Luther sich nicht über die Ablassthesen von Tetzel aufgeregt und diese mit 95 Thesen zur Buße gekontert und dann auch noch einen deutschsprachigen Sermon von Ablass und Gnade nachgeschoben hätte? Wie wäre es wohl gewesen, wenn er all dies ignoriert

hätte, was um des Lebens willen so dringend und so nötig nach einem Wort – und im besten Fall: nach einem befreienden Wort – verlangt hat?
Das Nötige. Es fällt uns vor die Füße. Und es verlangt eine Entscheidung, denn es verlangt eine konkrete Antwort. Franziskus hat seine Antwort gefunden, nicht ahnend, dass aus dieser *einen* Begegnung nicht nur eine Ordensgemeinschaft, sondern auch eine gehörige Provokation der Kirche entstehen würde. Und auch Luther hat seine Antwort gefunden, ebenfalls nicht ahnend, was dies alles nach sich ziehen würde – und damit meine ich gar nicht nur eine neue Idee von Gnade, sondern ich meine auch die so umwälzende Veränderung, dass in den folgenden 140 Jahren aus einer Konfession drei Konfessionen geworden sind, die reichsrechtlich anerkannt waren. Mit anderen Worten: Sowohl Franziskus als auch Luther haben etwas angestoßen, das für ihr Leben und in ihrer Zeit eigentlich vollkommen unmöglich erschien. Und sie haben es angestoßen, indem sie sich dem Nötigen zugewandt haben. Einfach so. Sie haben sich dem Nötigen zugewandt, haben gehandelt und sind dieser Handlung und allem, was sie dabei für sich erkannt haben, treu geblieben.
Wenn wir also das Unmögliche in den Bereich des Möglichen rücken wollen, dann gehört es unbedingt dazu, dieser neuen Rede vom Unmöglichen ein großes, ein wichtiges, ja, ein grundsätzliches Kapitel über das Nötige beizufügen. Die Wachheit im Alltag, der Blick für das Nötige und damit letztlich auch für das Notwendige ist enorm wichtig. Und das heißt auch: Der Alltag verkraftet alles, nur keine Luftschlösser, sie werden hier nicht bestehen. Und das wiederum heißt: Der Alltag ist der Tummelplatz des Nötigen – und mehr noch: Der Alltag ist der Tummelplatz des Nötigen, dem immer auch das Potential innewohnt, das Unmögliche möglich werden zu lassen. Das ist der große Horizont, doch das Nötige ist immer der Anfang von allem.
Luther hat seine eigene Sprache gefunden, um das Nötige und dabei auch das Alltägliche zu würdigen. Für ihn galt: Ein Christenmensch sollte sich nicht in irgendwelche frommen Höhen aufschwingen, sondern sollte sich auf den Alltag konzentrieren. Die Welt ist voll alltäglicher Wunder, wusste Luther zu sagen. Plus: Der Alltag ist ein Ort des beständigen Gottesgespräches, gehört es doch

zum Alltag, immer zwischen inniger Anbetung und erschrockenen Stoßgebeten zu changieren. Analoges lässt sich von Franziskus sagen, wenngleich er nicht den Alltag, sondern die alltäglichen Wunder der Schöpfung bestaunt hat. Dem achtlos ignorieren Summen und Brummen, Blühen und Rascheln, Wehen und Tropfen, Leuchten und Nebeln hat er seine ganze Aufmerksamkeit geschenkt, hat immer wieder den Schöpfer in den allzu alltäglichen Geschöpfen erkannt und hat noch kurz vor seinem Tod diese Liebe zum Kleinen, zum Ignorierten, zum so oft Übersehenden in seine große Schöpfungshymne, in den Sonnengesang, gekleidet. Franziskus und Luther – auf ihre je eigene Art haben sie im Alltäglichen, im Nötigen etwas erkannt, womit nicht einfach zu leben, sondern das aufzugreifen war. Es gehört zu dem Wundersamen des Lebens, dass genau daraus etwas Großes, ja, sogar Unmögliches geworden ist.

Vor diesem Hintergrund lässt sich sagen: Wenn die Rede vom Unmöglichen nicht aus dem Nötigen und damit auch und gerade aus den alltäglichen Wundern hervorgeht, dann ist eine solche Rede nicht belastbar, sondern sie ist geradezu verwerflich.

Es bleibt am Ende die Frage, warum plötzlich beide diesen neuen Blick für das Nötige bekommen haben. Hier schließt sich dann möglicherweise auch der Kreis zum heutigen Reformationstag, denn ich wage zu behaupten: Beide waren eben nicht nur in der Welt zu Hause mit all ihren Ansprüchen und Forderungen, sondern beide waren zuallererst gegründet in Gott. Damit waren sie immer noch in der Welt und doch zugleich frei. Franziskus lebte in einer Stadt, in der es die *Maiores*, die Großen, und die *Minores*, die Kleinen, gab. Seine Familie gehörte zu den *Minores*. Damit war klar, was fortan für sein Leben möglich war. Zu Franziskus gehört aber auch, dass er just an diesem Ort eine Ahnung davon erhalten hat, dass gerade die *minores* Träger der Verheißung Gottes seien. Gottes Kraft ist in den Schwachen mächtig – das musste doch etwas bedeuten. Das, was schwach ist vor der Welt, das hat Gott für sich erwählt. Auch das musste etwas bedeuten. Was genau es bedeutet hat – im Lauf seines Lebens als Franziskaner, als minderer Bruder, hat Franziskus es immer weiter herausgefunden. Zunächst aber war klar: Es gibt offenbar neben den politischen

Ständen und der weltlichen Ordnung immer noch eine andere Logik des Lebens. Und in dieser Logik liegt auf den *minores* die Verheißung Gottes.

Und Luther? Die Gnade. Die sogenannte reformatorische Erkenntnis hat sich in seinen Vorlesungen vor 1517 angedeutet und immer weiter vertieft. Da ist ein Gott, der plötzlich nicht mehr strafend daherkommt, sondern der im Übermaß, wirklich im Übermaß und ohne Gegenleistung seine Gnade, seine Liebe verschenkt. Da ist ein Gott, dem es nicht egal ist, wer der einzelne Mensch ist und was er tut, sondern der sieht und befreit. Da ist ein Gott, der in seiner Liebe stärker ist als alle Bande, die die Welt knüpft, und als alle Urteile, die wir Menschen sprechen. Ich gründe mich und mein Gewissen in diesem Wort, in diesen Versprechen Gottes – so hat es Luther beim Reichstag in Worms 1521 erklärt. Die Legende hat daraus gemacht: „Hier stehe ich und kann nicht anders“. Die Historikerin schüttelt sich bei diesem Satz, weil wir ihn so in den Quellen nicht finden, aber die Richtung stimmt. Und darum geht es hier. Es geht um einen neuen Grund, einen stabilen Grund, einen Zufluchtsort für das eigene Gewissen. Kurzum: Es geht um einen Grund, der durchträgt – im Leben, im Sterben und weit darüber hinaus. Hier stehe ich, sagt Luther. Grund gefunden.

Letztlich haben sich sowohl Luther als auch Franziskus in der Lebensverheißung Gottes gegründet. Sie haben sich damit in einer Liebe beheimatet, die mitten in den Realitäten der Welt und auch im Schmerz ihrer je eigenen Zeit dazu verholfen hat, das Nötige zu sehen und sich dafür zu entscheiden, dieses aufzunehmen und zu handeln. Am Ende führte dieser Weg zum Urgrund, zu Christus selbst. Franziskus hängte sich fortan mit aller Kraft an den Gekreuzigten, hat mit aller Schärfe sein Leiden an der Welt und in der Welt gesehen – und gleichzeitig auch die zweite, die österliche Seite des Kreuzes entdeckt und für die Welt und das Leben auf unserer Seite der Ewigkeit geglaubt. Und Luther hat es erlaubt, dass dieser Christus ihn herausreißt aus der Angst. Er hat es erlaubt, dass das leere Grab am Ostermorgen auch für ihn gilt und dass Christus deswegen alle Hoffnung verdient.

Und damit schließt sich der Kreis. Wir haben mit den Fingerschnipsern angefangen, die das Unmögliche versprechen, es aber nie halten werden. Und wir

sind bei Christus gelandet, der das Nötige tut und so dem Unmöglichen, dem Leben schlechthin, für alle Menschen den Weg bahnt. Die Einen versprechen von jetzt auf gleich eine Lösung, die es nie geben wird. Der Andere tut das Nötige, setzt alles dafür ein, geht in allen Zeiten die Lebenswege mit, scheut nichts und löst am Ende etwas ein, was allein den Namen Evangelium: „frohe Botschaft“, „frohe Botschaft vom Leben“ verdient. Und plötzlich wird etwas möglich, das eigentlich unmöglich erscheint. Eigentlich. Möge uns das Nötige auch in unserem Alltag immer auf solche abenteuerlichen Wege locken – und mögen wir immer wieder erahnen, auf welchem stabilen Grund wir unterwegs sind. Franziskus und Luther, sie können uns da auch in den kommenden Wochen und Monaten den einen oder anderen Wink geben. Schauen wir hin. Vielen Dank.